

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 143.

Elbing, den 21. Juni.

1895.

Nemesis.

Roman von Karl Sabelsberg.

Nachdruck verboten.

31)

(Schluß.)

Schön und stattlich lag Schloß Helsenstein da, von der Abendsonne beleuchtet. Die Flagge mit dem Wappen derer von Helsen flatterte noch einmal so lustig wie sonst auf dem Dache, wie es sich geziemt bei einem Feste wie das heutige.

Man feierte Graf Rudolphs Geburtstag. Sein Intimus, Hugo von Walsborn, war eigens von Berlin dazu herübergekommen. Auch andere Freunde waren herbeigeeilt, dem allerseits verehrten Grafen ihre Glückwünsche darzubringen und hatten sich nicht lange nöthigen lassen, den Nest des Tages in seinem Familienkreise zuzubringen. Wir finden unter ihnen manchen alten Bekannten, so den Notar Temme, Pastor Tung, Schlmbach, den Verwalter, und selbst den Schultzeiß Büße.

Hatten sie sich von Graf Oskar mehr und mehr zurückgezogen, so herrschte jetzt nur eine Stimme, daß es sich nirgend so traulich und beglücklich fize als im Rauchzimmer des Grafen Rudolph oder unter den breitaftigen Ulmen vor dem Schlosse, wo man sich des Defteren zusammensand, ohne daß es einer speziellen Einladung bedurft hätte.

Mebrmals schon hatte man die Gesundheit des Grafen, seiner Gattin, seiner Kinder ausgebracht, als Pastor Tung den neben ihm sitzenden Schultzeiß sanft auf's Knie schlug und fragte: „Wie wär's?“

„Ich sage nichts“, erwiderte Büße, erhob sich jedoch sofort, um, wenn auch ein wenig schwankend, unter dem Schutze des Pastors den Heimweg anzutreten.

Einer nach dem andern verabschiedete sich. Mehr und mehr wird's stille in und um Helsenstein.

Die Wagen, welche die Gäste fortgebracht haben, kehren zurück.

Dann wird's ganz stille. Selbst die Amsel, die bis in den späten Abend hinein ihr melodisches Lied gestöhlet, ist verstummt.

Nur Einer kann noch keine Ruhe finden.

Am Fenster seines Schlafgemaches lehnt Graf Rudolph von Helsen und blickt gedankenvoll zum sternbesäeten Himmel empor.

Ein tiefer Seufzer entringt sich seiner Brust. Wir sehen ihn zusammenschauern und sich umwenden.

Sauilos schreitet er über den weichen Teppich auf die Thüre des Nebengemaches zu. Sie ist nur angelehnt.

Leise tritt er in das Schlafzimmer seiner Gemahlin.

Auch dieses durchschreitet er, doch nicht ohne dem geliebten Weibe, das dort so friedlich schlummert, einen Blick innigster Zärtlichkeit zuzuwenden.

Eine schwere Portiere bei Seite schiebend, betritt er ein drittes Zimmer, das Ziel seiner Wanderung.

Hier ruht sein Stolz und seine Freude, seine Kinder.

Erstaunt richtet die treue Wärterin auf ihrem Lager sich empor, ein Wink des Grafen läßt sie zurücksinken, sie wendet sich wieder der Wand zu.

Wie lieblich die Kleinen ruhen, nichts ahnend von den schweren Kämpfen, denen sie wie jedes Menschenkind entgegengehen, nichts wissend von Noth und Sorge, Zank und Streit, Haß und Eifersucht. Der kleine Rudi, ein pausbadiger Junge von 4 Jahren, strampelt eben die leichte Decke von sich ab, die er nun einmal nicht über sich duldet, selbst im Schlaf nicht. In malerischer Pose ruht er da, ein Bild frogender Gesundheit.

Wieder seufzt der Graf und drückt einen Kuß auf die schwellenden Lippen des Kleinen. Der lächelt und schläft weiter.

Auch die Toni, der Mutter Herzblatt, entzückt des Vaters Auge. Wie sie der Mutter gleicht!

Dann tritt Graf Rudolph an das Bett des nunmehr fünfjährigen Hugo. Er beugt sich über den Knaben hin und betrachtet ihn aufmerksam. Ein etwas trotziger Zug umspielt die Lippe des schlummernden Kindes.

„Bei Gott! Hugo Walsborn hat Recht!“ murmelt der Graf. „Es ist wirklich merkwürdig, wie der Kleine meinem Bruder gleicht. Noch ist es Zeit, auf sein Gemüth einzuwirken, seinen Charakter zu bilden, auf daß Egoismus und Stolz von ihm fern bleiben.“

Feucht schimmert es in seinem Auge.

Er kehrt in sein Zimmer zurück und begiebt sich zur Ruhe.

Der Strandgeist.

Roman von Th. Artopé.

Nachdruck verboten.

1)

I.

„Elien!“

„Ja, Vater!“

„Wie steht's Wetter?“

Die Gefragte, ein junges Mädchen, die Tochter des Leuchtturmwächters, trat in die tiefe Fensternische, um einen prüfenden Blick in den Wetterwinkel zu werfen.

Sie öffnete das schmale Fenster.

Ein eigenthümliches Brausen und Rauschen, untermischt mit dem Geräusch fernen Donnerz, lönte herein.

Es war den beiden nicht fremd: die ewige Melodie des Meeres, das unten an die nahe felsige Küste brandete.

Aber nur da unten, wo die See seit Jahrtausenden schon ihre Wellen gegen das Klippen-Ufer warf, herrschte heute Unruhe und Kampfgetümmel, je weiter hinaus nach dem offenen Meere, desto stiller wurde es; ein leichter, kaum merkbarer Wind strich vom Lande seewärts und gleichmäßig und ruhig hoben und senkten sich die Wogen. Jetzt funkelten sie wie Rubinen und Smaragden, und da, wo die Wellen im Schwunge zum Thale glitten, leuchteten sie wie Purpurfluthen. Die Sonne berührte eben mit dem Rande ihrer glänzenden Scheibe fern am Horizont die endlose Wasserfläche und ihre Strahlen schossen wie goldfunkelnde Blitze herüber über die See. In tausend Farben strahlte die Sprühfluth der stürzenden Wogen und allgemach goß sich ein rosiges Schimmer über das ganze Meer.

Auch die jugendlich schöne Mädchengestalt hoch oben am Fenster des Leuchtturms umfloß das goldene Abendlicht.

Dies schmale, wohlgeformte Gesicht, umrahmt von reichem, aschblondem Haar, das in einfachen Zöpfen den Kopf umgab, die großen blauen, etwas schwärmerisch dreinblickenden Augen, die rosigen Wangen, der purpurne Mund, die zarte und dabei doch frische Farbe des ganzen Gesichts deuteten auf kriechische Abkunft; aber doch stand die Feinheit des Gesichts, die ganze jugendlich üppige, dabei aber mädchenhaft schlankte Gestalt in auffallendem Gegensatz zu den robusten, wetterfesten Mädchengestalten, denen man sonst wohl auf der kleinen Insel begegnete. Die Fischer und Schiffer nannten deshalb auch die schwache Tochter des Leuchtturmers in gutmüthigem Spotte die Turmprinzessin. Zu dieser Bezeichnung mochten auch die inneren Eigenschaften des Mädchens Veranlassung gegeben haben. Sie besaß eine bessere Bildung, ihr fehlte auch die Verbheit und Ursprünglichkeit ihrer Altersgenossinnen und Freundinnen. Für die erhabene Natur um sie herum hatte sie sich einen empfänglichen

Sinn bewahrt, und bei aller Freundlichkeit und Herzlichkeit, die sie jedem entgegenbrachte, wagte doch niemand in ihrer Gegenwart, dem kräftigen Fischerherzen allzu freien Lauf zu lassen. All' dies besondere war das geistige Erbtheil und eine Frucht der Erziehung ihrer Mutter, die sie vor einigen Jahren verloren hatte, und an welcher sie mit großer Liebe gehangen. Oft wanderte sie hinaus nach dem kleinen Friedhof in der Mitte der Insel, dem einzigen Fled des kleinen Eilandes, bis wohin das Tosen und Brausen des Meeres nicht zu dringen vermochte.

Das Mädchen vergaß, angesichts des erhabenen Schauspiels, das sich ihr vorhin beim Herantreten ans Fenster bot, den Auftrag ihres Vaters, nach dem Wetter zu sehen, auszuführen. Weit hinaus neigte sie sich in die laue Abendluft, und ihr Blick verfolgte träumerisch den Lauf eines einsamen Fischerbootes, das langsam die Purpursee durchsuchend, dem Strande zuglitt. Da schwirrten plötzlich zwei Möwen mit durchdringendem Geschrei nahe an ihr vorüber, und schossen dann in blitzartigem Zickzackfluge zum schäumenden Meerufer hinab.

Auch der Wächter hatte den gellenden Schrei der Vögel gehört.

Er saß in einem bequemen Behnsessel am Tische, seine Thonpfeife zwischen den Lippen, welcher er von Zeit zu Zeit eine kleine Rauchwolke entlockte.

Die etwas zusammengesunkene Gestalt verriet noch jetzt, im vorgeschrittenen Alter, wie kraftvoll sie einst gewesen sein mußte. Jetzt war das Haar ergraut, das wettergebräunte Gesicht von hundert Falten durchzogen, und der Bart, der nach Seemannsart Kinn und Wangen umrahmte, weiß wie das Gefieder der Möwen. Er hatte lange auf einem Regierungsschiffe als Oberbootsmannmaat gedient und dann die Wahrung des Leuchtturms als eine Art Ruheposten übertragen erhalten. Seit einer längeren Reihe von Jahren schon versah er dies Amt.

Als der Möwenschrei an sein Ohr schlug, richtete er den müßig am Boden hastenden Blick in die Höhe, zog mitmuthig die Augenbrauen zusammen, und seine braune Hand nahm die Pfeife aus dem Munde.

„Der Strandstaben soll sich wieder zeigen, Elien,“ begann er, „ein paar Jahre haben wir Ruhe gehabt!“

Es erfolgte aber keine Antwort von seiner Tochter. Das Brausen der See übertönte die Worte, die aus dem Zimmer kamen.

„Elien!“ rief er deshalb mit lauterer Stimme. Das Mädchen fuhr zurück.

„Hast Du mich gerufen, Vater?“ fragte es, ins Zimmer zurücktretend.

„Ich meine, der Strandstaben soll wieder sein Wesen treiben!“ wiederholte der Alte.

„Der Strandstaben . . . ? Ja, ist das nicht ein Gespenst oder so etwas Schreckliches?“ fragte die Tochter mit schallhafter Stimme.

„Gespenst — hm — Du magst immer lachen,

Eljen, aber der Jürgen hat mir's für gewiß gesagt, er soll wieder da sein, unten in der Gesteinbucht."

"In der Gesteinbucht? Aber warum gerade dort?"

"Ja, das weiß ja jedes Kind auf der Insel! Vor vielen Jahren hat ein Fischer die vorüberliegenden Schiffe irre geführt durch Strandfeuer, manch eins ist aufgefahren und die See hat das Gut an den Strand geschwemmt. Nun hat die Seele des Menschen keine Ruhe im Grabe, drunten in der Gesteinbucht muß sie umherirren. Sie zeigt sich aber bloß den Menschen, wenn Jemandem auf der Insel ein großes Unglück bevorsteht. Das letzte Mal hat man den Strandstaben gesehen, bevor der alte Peterfen, der Mann der Martha drüben von der weißen Düne, beim Garnlegen gekentert ist und mit seinem ältesten Sohne ertrank. Traf richtig ein, das Unglück!"

"Aber, Vater, gehörst Du wirklich immer noch zu den leichtgläubigen Leuten? Ich dünkte, wir wüßten besser, daß all der Seemannsput nichts zu bedeuten hat."

"Seemannsput — ja, Kind, das sprichtst Du so hin! Wenn ich Dir aber sage, daß ich und all' die andern, die weiter gekommen sind, als bis an das Land drüben, um die Fische zu Marke zu bringen, daß wir's hundertmal erlebt haben —"

"Ah — die alten Geschichten kenn' ich ja alle, Vater," unterbrach mit munterem Lachen das Mädchen die Rede des Alten, "haft sie mir ja oft schon erzählt, vom Klabaütermann und vom Todtenschiff und wie die hübschen Märchen alle heißen mögen, aber jetzt —"

Sie vollendete nicht, sondern zündete einen Holzspan an und reichte ihn dem Vater.

"Hier! Du vergißt ja ganz Dein Pflichten!"

"Ja, Ihr junges Volk von heute," meinte der Alte, indem er zwischenhinein durch kräftige Züge die Pfeife wieder in Brand setzte, "Ihr seid darüber hinweg, aber selbst der Kapitän zuckte die Schultern gestern, als ich davon sprach."

Bei Erwähnung des Kapitäns fuhr das Mädchen leicht zusammen und über das hübsche Gesicht fuhr ein Schatten.

"Hoffentlich kommt der Kapitän nicht so oft zu Dir, wie es bisher geschehen ist," begann es dann; "mir ist der Mann in der Seele zuwider, und auf der ganzen Insel hat er nicht viel Freunde."

"Er wird wiederkommen, und er will oft wiederkommen," erwiderte der Wächter, doch auch seine Stimme verrieth einen gewissen Unmuth, "gestern hat er mir gesagt, daß es ihm bei mir hier oben gefällt, er plaudert gern, und wir sind alte Seelameraden."

"Drunten geht ihm Jeder aus dem Wege," antwortete das Mädchen, "Du sollst ihm die fehlende Gesellschaft machen — nun, Vater, ich denke, Du wirst auch mir eine Liebe anihnen und die Freundschaft nicht zu fest werden lassen. Wenn Kaut kommt, dann gehe ich, ich mag

nicht mit ihm zusammen sein!"

"Eh, eh, was das für Reden sind, Kind," polterte der Alte, "eine Seemanns Tochter wird doch wissen, was Gastfreundschaft ist."

"Ja, Vater, ich will gegen jeden Menschen freundlich sein, selbst gegen den rothen Penn, über den alle lachen, aber zu dem? — — Vater, hast Du schon einmal seine Augen betrachtet? Ich sage, der Mann hat etwas auf dem Gewissen!"

"Papperlapapp," meinte unwirsch der alte Wächter, "wer bei Euch Weibslenten kein glattes Gesicht hat und ein paar hübsche Augen im Kopf, der hat etwas auf dem Gewissen! Red' mir nicht so daher! Der Kapitän ist mein Freund und damit basta!"

Das Mädchen antwortete nicht mehr, sondern warf einen verwunderten Blick auf den eifernden Vater, von dem es sonst nur freundliche Worte gewöhnt war und trat dann an das Fenster, welches dem Bunde zugekehrt war.

Unangenehm überrascht aber beugte es sich nach kurzem Ausblick wieder zurück und drückte das offene Fenster in den Rahmen.

Unten auf dem Wege, der von dem Fischerdorse zum Leuchtturme führte, hatte sie die Gestalt des Kapitäns erkannt. Er kam geraden Weges auf den Thurm zu. Obwohl sie vorhin durch ihre Worte fast den Zorn des Vaters geweckt hatte, beschloß sie doch, sich heute der Gesellschaft des ihr widerwärtigen Mannes zu entziehen. Sie konnte sich über den Grund ihrer Abneigung selbst keine rechte Auskunft geben, aber der unter dem Titel "Kapitän" seit einiger Zeit hier anlässige Fremde hatte ihr vom ersten Augenblick an ein Gefühl unbeschreiblichen Unbehagens verursacht. Sie wollte sich deswegen erst selbst Vorwürfe machen, die süßlichen Reden des Mannes aber und die sinnlich-begehrlichen Blicke, mit denen er ihr sich stets zu nähern pflegte, hatten ihn ihr vollends entfremdet.

"Der Kapitän kommt soeben, Vater," wandte sie sich zum Wächter, "aber heute laß mich gehen, der Abend ist schön, das Wetter bleibt gut, und die alte Martha wird sich freuen, wenn ich sie besuche."

"Die alte Martha — und noch Jemand," sagte der Vater lächelnd, "nun, meinethwegen, aber bleib nicht zu lange; das Wetter ist gut, ja, aber es kann alle Stunden umschlagen, Eljen, — die Möwen schreien und der Staben geht um!"

Er sagte das mehr für sich, aber der Ton der Stimme ließ das Mädchen, das sich eben anschickte, der alten Kommode mit den Messingbeschlägen ein Kopfstück zu entnehmen, betroffen anschauen.

Der Wächter hatte den Kopf nachdenklich gesenkt und schaute trüben Blickes vor sich hin. "Vater," sagte das Mädchen, an den Alten herantretend und mit dem Arm zärtlich seinen Nacken umschlingend, "Du bist nicht wie sonst, wie früher! Seit der Kapitän Dich besucht —"

ja, schüttele nicht den Kopf, Vater, — ich hab' es wohl gemerkt, seit jener Zeit siehst Du mir manchmal so trübe drein! Laß den Mann! Du und er, Ihr beide paßt nicht zusammen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Von dem Geniestreich** des Pförtners in einem vielbesuchten sächsischen Gasthof erzählen die „Dresdn. Nachr.“: „Sitzt da Nachts gegen 1 Uhr der Pförtner des Hotels in seinem Stübchen und duselt so vor sich hin. Plötzlich rüttelt ihn ein gemüthliches Männchen aus dem süßen Schlummer mit den freundlichen Worten: „Härnse, Herr Bortier, Sie kennten mer emal die Hausdhire uffmachen, ich hab' mer vun eenigen Fremden die Stiefel zu'n Ausbessern geholt, und da muß 'ch eilen, daß ich se bis morgen frieh fert'g bringe.“ Der Pförtner reibt sich den Schlaf aus den Augen und sieht, daß der biedere Schuhmacher sechs Paar Stiefel in den Händen trägt, an denen er angeblich Genesungskuren vornehmen soll. „Nu, wenn Se eenmal die defekten Stiefeln mitnehmen, da könn'n Se och gleich e Paar von mir mitnehmen zum Ausbessern, wenn Se die och erscht iebermorgen wiederbringen.“ Mit diesen Worten übergiebt der Pförtner auch seine Stiefel dem Fußkünstler, schließt ihm die Hausthür auf und entläßt ihn mit einem freundlichen „Gute Nacht, auf Wiedersehen!“ Der freundliche Schuhmacher hat aber bis zum heutigen Tage sich mit den Stiefeln nicht wieder sehen lassen, und sechs Hotelgäste mußten früh Morgens mehrere Stunden auf Strümpfen laufen.“

— **Zu einem richtigen Soldaten-**dorf ist das auf dem neuen großen Schießplatz bei Magdeburg liegende Dorf Gloine geworden, dessen sämtliche Bewohner Haus und Hof verlassen haben, weil die Militärverwaltung ihre Bemerkung mit zu dem neuen Schießplatz brauchte. Der ganze Ort hat ein militairisches Aussehen erhalten. Wohnhäuser und Scheunen sind zu Soldatenquartieren eingerichtet. Einzelne Scheunentennen bilden Werkstätten, in denen von Militairhandwerkern sehr eifrig gearbeitet wird. In der Umgebung des Ortes sind Mannschaften beschäftigt, Scheiben und Schießstände einzurichten, da in diesem Jahre noch größere Truppenkörper auf dem Plage Uebungen abhalten. Täglich kommen große Frachtwagen mit allen möglichen Utensilien. Große Zelte sieht man im und beim Dorfe aufgestellt, während eine umfangreiche aus Brettern erbaute Feldküche in

diesen Tagen in Betrieb gesetzt werden wird. In derselben befinden sich 12 gewaltige Kessel. Endlich sind auch bereits eine Cantine, sowie ein Casino im Orte eingerichtet.

— **Immer höher!** Der Ingenieur Albert Fuß beabsichtigt in Budapest gelegentlich der internationalen Ausstellung im Jahre 1896 einen Thurm aus Stahlröhren aufzuführen. Dieses Bauwerk soll aus fünf Stockwerken zu je hundert Metern bestehen, und wird somit den Eiffelthurm um 200 Meter und den Thurm, den man in London nach dem Plane des Ingenieurs Watkins erbauen will, um 150 Meter schlagen. Die Arbeiten werden neun Monate dauern und die Kosten, für welche eine Gesellschaft aufgenommen wird, sich auf vier bis fünf Millionen Kronen belaufen.

— **Ein Trost.** Auf dem Vermietungsbureau für Dienstboten sagt eine Hausfrau zur Köchin Guste: „Wie ich aus Ihrem Dienstbuch ersehe, haben Sie in keiner Stelle lange ausgehalten: Hier einen Monat, dort vierzehn Tage, hier ein Vierteljahr, dort einen Monat — —“ „Na, Madamken, wenn et mich bei Sie sehr jut gefällt, bleib' ich och länger“.

Rinderluft.

Ei hei! Jetzt sterben die Thiere dahin! Ja siehst Du, Mariechen, das ist doch probat, Mit diesem vortrefflichen Zacherlin, Ganz anders, als neulich das Surrogat.

Und sah auch die Flasche wie diese hier aus, Stifett' und ähnlicher Nam' daneben, Es machte kein einziges Insect sich was draus, So viel wir auch stäubten, sie blieben am Leben.

Es fehlte die Kraft, diese Thiere zu tödten. — Jetzt! — Schau' nur, wie flink auf dem Rücken sie liegen;

Ein einziges Stäubchen nur und — sie gehen flöten!

Da macht das Insectenvertilgen Vergnügen! Drum müssen wir nochmal zum Krämer hin-

laufen, Dann woll'n wir erst gründlich die Flasche beschau'n;

Er soll uns gewiß kein Surrogat mehr verkaufen;

Nur echt' Zacherlin; auf das kann man bau'n!

Verantw. Redakteur: Dr. Herm. Konecki
in Elbing.

Druck und Verlag von H. Gaarz
in Elbing.